

Berliner Tageblatt

Nr. 356 vom 3. August 1919

Ein Heimkehrer.

Von [Nachdruck verboten.]

Felix Salten (Wien).

Jetzt, da seine Familie in alle vier Winde zerstoßen ist, darf er heimkehren.

Vor siebzehn Jahren hieß er Leopold Ferdinand, war Erzherzog von Oesterreich, Erbgroßherzog von Toskana, Kaiserliche Hoheit, Vikarritter und Oberst in der k. k. Armee. Jetzt ist er, seit langem schon, nichts anderes als der einfache Herr Leopold Wölfling. Dieser freiwillige Tausch hat ihm dazu geholfen, sein eigenes Leben, unbehindert, still und einsam für sich zu leben. Und der schlichte, bürgerliche Name kommt ihm jetzt sehr zustatten.

Ein glückliches Leben hat er wohl niemals geführt; weder daheim als Erzherzog Leopold Ferdinand, noch in der Fremde als Leopold Wölfling. Denn hier wie dort ist er immer zu sehr ein Suchender gewesen, unbefriedigt und wurzellos und von leidenschaftlichen Impulsen zu sehr getrieben, dabei im eigenen Wesen zu wenig gefestigt, um sich über den Gang des Schicksals beschwichtigen, um über ertretenes Unrecht hinweg ins Gleichgewicht finden zu können.

Als Erzherzog hatte er Pech, weil er klug, skeptisch und wichtig war, weil er höhere geistige Bedürfnisse merken ließ und vom Leben zu viel wußte. (Als gelehrter Bürgersmann ist er dann natürlich wieder zu lebensfremd gewesen.) Da er in religiösen Dingen frühzeitig schon zu zweifeln anfang und geheuchelte Frömmigkeit verschmähte, machte er sich in der bigotten Atmosphäre seines Vaterhauses schon verdächtig und wurde vom Familienklatz der Hofburg als ein gefährlicher, sündhafter und verstockter Mensch bekräftelt. Ein weiteres Pech, daß er dem Thronfolger Franz Ferdinand auf die Weltreise als Begleiter mitgegeben wurde. Franz Ferdinand, dessen jüdische Neigungen sich bekanntlich auf der Jagd austobten, schoß vom Bord des Schiffes, mitten in voller Fahrt, zahllose Möwen. Leopold glaubte sich die Bemerkung, es sei häßlich und grausam, die armen Tiere, um die man sich ja doch nicht kümmern könne, bloß zum Vergnügen herunterzufallen und sie dann tot oder, schlimmer noch, lahmgeschossen und krank, auf den Wellen treiben zu lassen. Franz Ferdinand nahm die Ermahnung sehr übel auf, der Streit wurde heftiger, bis der jähzornige und entrüstete Leopold den Säbel zog. Vom Aeußersten durch das Dazwischentreten des Gefolges zurückgehalten, sah sich Leopold nun tagelang an Bord gleich einem Verpesteten gemieden, bis man ihn endlich zu Melbourne ans Land setzte. Kränkung, Gräbeler, die Einsamkeit ausgesucht schlechter Garntionen und der Gang, sich geistig zu bilden, trieb ihn zu eifriger,

ohne Anleitung ziemlich wahlloser Lektüre. Immerhin, er wurde erwischt und überführt, nicht bloß Heinrich Heine, sondern auch Friedrich Nietzsche gelesen und diese gottlosen Bücher in einem Schrank verwahrt zu haben. Damit war er bei dem Kaiser Franz Josef, der niemals ein Buch gelesen oder geliebt hat, für immer gerichtet. Als Erzherzog hatte er nun gar nichts mehr zu hoffen, aber an Verfolgung alles zu fürchten. Dem regierenden Kaiser verdächtig und verhaßt, dem künftigen Kaiser unheilbar verfeindet, waren ihm Gegenwart wie Zukunft verammelt. Nur die äußerste Demut, nur konsequent geheuchelte Reue und Ergebenheit hätten ihn noch retten können. Er war nicht der Mann, solch eine Komödie zu spielen und solch ein Joch zu tragen.

Daß er öffentlich Rang und Würden hinwarf, freiwillig zur bürgerlichen „Niedrigkeit“ herabstieg, hat man ihm nie verziehen. Sein Abgang bedeutete denn auch einen harten Schlag für die Familie, aber freilich in einem anderen Sinn, als die Familie meinte. Denn Leopold war der begabteste und der menschlichste unter allen Erzherzogen. Nicht bloß äußerlich glied er mit seiner stark geschwungenen Nase, dem geistreich spöttischen Mund, der hohen Stirne und den großen, strahlend blauen, gütig klugen Augen vollkommen dem Kaiser Joseph II.; er war auch in allen seinen Anlagen, in seiner leidenschaftlichen Suche nach Wahrheit, in seinen reichen Möglichkeiten eine durchaus josephinische Natur. Freilich auch in jener Weise josephinisch, die Friedrich der Große so treffend kennzeichnete, da er von dem Sohne der Maria Theresia sagte: „Der junge Herr hat viele Talente, nur schade, daß er immer den zweiten Schritt zuerst tut.“ Trotzdem, ein Mann wie Leopold hätte vieles leisten können. Aber es gehört offenbar zum Verhängnis der Habsburger, daß ihre wertvollsten Söhne über Bord gehen mußten, in dessen ihre unfähigsten Sprößlinge bis zuletzt die Macht und das Steuer in schwachen Händen halten durften.

Leopold Wölfling trug Exil und Heimweh jahrelang, bis der Krieg ausbrach. Dann war kein Hakt mehr. Er bat den Kaiser Franz Josef um die Gnade, als einfacher Soldat in die Armee eintreten zu dürfen. Vergebens. Um Gewährung solcher Bitte zu stehen, warf sich Leopolds Mutter zweimal dem Kaiser zu Füßen. Vergebens. Selbst die erbetene Rückkehr, um irgendwie im Zivildienst arbeiten zu können, wurde schroff verweigert. Oesterreichischen Boden durfte Wölfling nicht mehr betreten. Von Heimweh gefoltert, fuhr er viele Male nach Freilassing, ging hügelan zur Grenze, wo der Blick auf Salzburg frei wird, um die Vaterstadt aus der Ferne wenigstens zu sehen. Indem wir gewohnt sind, Könige und Prinzen bloß als Herrschende zu betrachten, die im Exil nur den Verlust ihrer Macht und ihres Glanzes betrauern,

Wenden!

vergesen wir immer, daß auch diese Leute eine Heimatscholle verlieren, eine Sehnsucht nach der Stätte ihrer Kindheit in sich bluten fühlen. Wenigstens spricht man darüber niemals, wenn von vertriebenen Königen oder Prinzen die Rede ist. Leopold Wölflings Haare wurden schneeweiß in dieser langen Zeit, in der das Heimweh ihn zermürbt hat.

Nun aber darf er nach Hause kommen. Damit das möglich sei, mußte dies alte Oesterreich in elende Scherben zerbrechen. Das Erzhaus der Habsburger mußte zugrunde gehen. Leopold Wölfling war, vor siebzig Jahren, der erste Rebell, hatte, von seinem Platz aus und auf seine Weise, Revolution gemacht. Nach dem Kronprinzen Rudolf und Johann Orth war auch er ein Vorzeichen des von Franz Josef langsam herbeigeführten Verfalls. War eines, ohne es zu wissen. Und während seine Familie in die Verbannung wandert, hat seine „ewige“ Verbannung jetzt ein Ende. Während seine erlauchten Vettern, Vafen und Geschwister heimatlos in der Welt umherirren, kann er, der verloren Geglaupte, der Entwurzelte, frei und unbehindert heimkehren. Die Zeiten haben sich wunderbar gewandelt und die Menschen erleben heute Schicksale, die märchenhafter sind als jedes Märchen.

Saarbrücker Zeitung

Nr. *MS*

Homo austriacus.

Wien, Ende Juni.

Der österreichische Mensch ist eine wenig bekannte Spielart der Gattung. Seine besondere Eigenheit ist, sich im Hintergrund zu halten und nicht aufzufallen. Also ist er kein geeignetes Objekt, weder zur Beobachtung noch zur Propagierung. Er hat all seine Zeit still und unbemerkt verbracht, und möglicherweise ist diese seine Zeit überhaupt schon vorüber. Es scheint, daß er im Verschwinden begriffen ist. Nicht erst seit dem Ende Oesterreichs, er ist überhaupt ein Produkt der vor-kapitalistischen Periode, und mit dem Aufkommen des Großbetriebs zum Aussterben verurteilt.

Dieser homo austriacus kommt selten ins Ausland. Er läßt sich nur ungern außerhalb seiner Heimat nieder. Reist er, so wird er wenig bemerkt, weil er zurückhaltend ist und sich nirgends auf- oder eindrängt. Aber der Fremde kann auch ganz gut Oesterreich kreuz und quer durchstreifen, ohne ihn kennen zu lernen. Er begegnet vielleicht nur seiner Karrikatur. Daher gibt es so viele und falsche Urteile über die Bewohner dieses Landes.

Den österreichischen Menschen zu definieren, geographisch und national zu bestimmen, ist äußerst schwierig. Er ist öfters ein Deutscher der Rasse nach, aber muß es keineswegs sein. Allerdings spricht er immer deutsch, aber dies nicht immer sehr gut, und außerdem ist er meist mehrsprachig. Er kommt in allen Teilen der alten Monarchie vor, ist aber mit dem aufkommenden Nationalismus immer mehr zurückgedrängt worden. Daher spielt er in allen Nachfolgestaaten gar keine Rolle mehr, denn diese sind natürlich auf die Hervorkehrung ihrer nationalen Eigenheit abgestellt. Der österreichische Mensch aber ist seiner kulturellen Herkunft entsprechend unnational. Das gilt heute fast als eine Schande und war im alten Habsburgerstaat naturgemäß eine Tugend. Er besitzt alle Vorzüge und Fehler, die denen des nationalistischen entgegengesetzt sind. Er ist bescheiden bis zur Selbstverleugnung; schlicht im äußeren Gebaren wie in seinem Gefühlsleben, aber nicht ohne Eleganz und geistige Feinheit, abhold jedem Zwang, dabei aber voll Selbstzucht; er ist gemüßsam und einfach, aber keineswegs ein Asket, sondern ein Freund des kleinen Lebensgenusses; er ist fromm in jeder Beziehung, weil er zur Ehrfurcht neigt, aber ohne Bigotterie und Unduldsamkeit; er bewundert leicht alles Neue und Fremde, lehnt es aber für seine Person fast immer ab; er ist friedliebend und verabscheut alle Gewalttat und Gewalttätigkeit, kann aber doch gelegentlich heroisch sein, wenn auch nur in der Selbstaufopferung; er ist äußerst konservativ; aus Konservatismus ist er auch hartnäckig und starrköpfig; er empfindet der Initiative, und man schilt ihn träge; er lehnt sich nach Reformen, sein starkes Erhaltungsbestreben hindert ihn aber fast immer, sie durchzuführen, er ist absolut unrevolutionär.

Man trifft den österreichischen Menschen sehr häufig unter den österreichischen Aristokraten, wenn man nämlich solche überhaupt trifft, was bekanntlich sehr schwer ist, weil sie fast nur untereinander verkehren. Noch häufiger begegnet man ihm

unter den Bauern, die voll bescheidener Würde und Selbstbemühtheit sind, sehr gebildet, geschickte aber langsame Arbeiter, ausgezeichnete Tänzer, glänzende Kurmacher, gutmütige sanfte Chemänner und Väter. Sie sind unendlich verschieden von den rauflustigen und lauten bayrischen Bauern, mit denen sie der Norddeutsche stets verwechselt. Sehr selten, nur in vereinzelten Exemplaren ist der Typus im Bürgertum zu finden. Dieses ist seiner Masse nach erst im letzten Jahrhundert entstanden, der österreichische Mensch aber offenbar ein Ueberbleibsel der Feudalzeit und daher fast nur in den Städten jener Zeit vertreten.

Ein charakteristisch österreichischer Mensch hat jetzt seine Lebenserinnerungen herausgegeben. Das ist Leopold Wölfling, früher Erzherzog von Oesterreich-Toskana. Das Buch heißt „Habsburger unter sich“ und im Untertitel auch noch „freimütige Aufzeichnungen“. Man erwartet Sensationen, die Auskramung und Breittretung alten Familien- und Hofratsches und findet: den österreichischen Menschen, die Beschreibung menschlich höchst einfachen Lebens, die ein einfacher, in keiner Weise hervorragender Mensch geschrieben hat. Leopold war ein gutartiges Kind, das seine Eltern und Vorgesetzten verehrte, ein braver Truppenoffizier, der nur den Wunsch hatte, von seinen Mannschaften geliebt zu werden. Als er seine Kusine, Prinzessin Elvira von Bourbon-Parma, heiraten wollte — der einzige, heiße Wunsch, den er offenbar je in seinem Leben gehabt hat — sagte der strenge Kaiser Franz Joseph „nein“ aus politischen Gründen. An dessen Starrsinn zu rütteln, fiel dem jungen Erzherzog nicht ein. Resultat: „Was künftig sein sollte, war mir egal; von diesem Momente an habe ich kein weiteres Interesse an meiner Karriere, an meiner ganzen Zukunft gehabt. Wozu auch...?“ Das also ist der Rebell unter den Habsburgern. Sein Kampf gegen die Tradition ging nicht weiter, als daß er sich von ihr loslöste. Er haßt nur eine Sorte Menschen, die Streber, die er Byzantiner nennt. Er erzählt, daß diese in der Umgebung der kaiserlichen Familie zahlreich vorkommenden Spezies den schlechtesten Einfluß hatte, nur nicht auf den alten Kaiser, der auf schmeichlerische Schönredereien nur abwehrend zu antworten pflegte: „Na, so arg wird es ja doch nicht sein.“ In diesen simplen Worten steckt der ganze österreichische Mensch drin.

Leopold bekam mit siebzehn Jahren das goldene Vließ, das ist etwa dasselbe wie der hohe Orden vom schwarzen Adler in Preußen. Er war zwar eigentlich sehr stolz auf dieses Zeichen der Zugehörigkeit zum Kaiserhaus. Wenn er aber in die Marine-Akademie ging, die er damals besuchte, so steckte er den Orden in die Hosentasche, um nicht von seinen Kameraden abzustechen. Dies tat er doch auch wieder mit schlechtem Gewissen, weil es ihn die schuldige Ehrfurcht vor dem Monarchen zu verlegen schien. Das ist der österreichische Mensch.

Dieser Typus ist, wie gesagt, heute eine Seltenheit. Er lebt in ein paar Schlössern oder in versteckten Gebirgstälern. Seine Furcht ist, nachdem er schon fast alles verloren hat, auch noch seine Eigenart verlieren zu müssen. Daher ist er ein Anschlußgegner und ersehnt die Rückkehr der alten Monarchie. Er will

Wander!

nicht sehen, daß seine Zeit ohnehin schon lange vorüber ist. Wäre
sie es nicht, so wäre nie das Ultimatum an Serbien ergangen.
Denn der österreichische Mensch ist nicht überheblich und fern
von Größenwahn. Darum ist es sinnlos, zu glauben, daß das
Rad der Geschichte sich zurückdreht. Zu hoffen ist nur, daß der
österreichische Mensch mit seinem Aeußeren dem Deutschen ein
paar von seinen guten Eigenschaften vererbt. Seine schlechten
mögen mit ihm untergehen.

Rudolf Olden.

Berliner TagblattNr. 239**Der Lebensweg eines ehemaligen Erzherzogs.****Schauspieler, Akquisiteur, Agent, Sprachlehrer und Kassierer.**

Leopold Wölfling, der ehemalige österreichische Erzherzog, hat jetzt, wie wir schon berichteten, eine Stellung als Bankkassierer in Wien angetreten. Er hat diesen Posten durch die Intervention eines ehemaligen Militärkapellmeisters erhalten, der Leopold Wölfling noch von seiner Dienstzeit her kennt und an dem er mit großer Liebe und Verehrung hängt. Der ehemalige Erzherzog wurde von der Direktion der Bank- und Wechselstube im Wiener Ostbahnhof zugeteilt und wird dort den Schalterdienst versehen. Obgleich die Stellung auch jeden dritten Tag Nachtdienst erfordert, will er seine freie Zeit noch mit Uebersetzungen aus dem Italienischen, Französischen und Englischen ausfüllen. Wölfling kämpfte bekanntlich seit Jahren mit den schwersten Nahrungssorgen. Aber mit bewunderungswürdiger Energie versucht der heute fünfundsünfzigjährige Mann sich eine neue bürgerliche Existenz zu gründen. Er war Schauspieler, war als Annoncenakquisiteur tätig, war Versicherungsagent und Sprachlehrer. Aber alle diese Betätigungen reichten nicht aus, ihn auch nur vor Hunger zu schützen und ihm mehr zu gewähren, als ein bescheidenes Kabinett bei einem Einspännerkutscher. Obgleich er die italienische, französische und englische Sprache in Wort und Schrift perfekt beherrscht, konnte er sich in der letzten Zeit keine 6000 Kronen die Woche verdienen. Da seine jetzige Stellung mit einem Einkommen von monatlich 90 000 Kronen verbunden ist, so ist Leopold Wölfling bis auf weiteres vor dem ärgsten geschützt.

Le Temps (Paris)

22636
Nr.

AUTRICHE

Les souvenirs de l'ex-archiduc
Léopold-Ferdinand

Notre correspondant particulier de Vienne nous écrit:

M. Léopold Wœlfing — naguère archiduc Léopold-Ferdinand d'Autriche, grand-duc héréditaire de Toscane — publie dans le nouveau quotidien viennois, *Die Stunde*, des souvenirs sur les derniers Habsbourgs. Le premier de ces articles contient de curieuses appréciations sur l'empereur François-Joseph.

François-Joseph — écrit M. Wœlfing — n'était pas un grand homme, mais une grande figure historique; il était autrement monarque que les autres monarques; il était plus monarque qu'eux. Les pères et souvent les grands-pères de ceux qui remplissaient ses antichambres avaient été déjà à son service. Il était donc naturel que leurs fils et leurs petits-fils ne servissent personne d'autre que lui. Cette continuité était le trait essentiel de son régime. Elle reliait les temps nouveaux aux temps anciens comme un crampon fantastique qui ne se relâcherait jamais.

Je citerai encore ce passage :

On sentait la main froide de François-Joseph. Nous, les archiducs, qui étions groupés autour de son trône, nous la sentions plus souvent et plus froidement que les autres. Sa tête de vieillard branlait, acquiesçante ou dirimante, au-dessus de notre vie de famille comme le chef d'une idole hindoue. Les sentiments que l'on éprouvait ne le touchaient pas et lui restaient incompréhensibles. Il était dur, toujours pareil et inflexible. François-Joseph était la destinée.

Dans un second article, M. Wœlfing s'occupe de François-Joseph et de ses rapports avec les membres de la maison de Habsbourg. En voici les passages les plus saillants :

François-Joseph n'était pas un Louis XIV. Il était plus sec, plus pieux, plus terne, plus petit, plus bourgeois. Je ne le voyais pas dans le cercle de sa famille, mais comme c'était la maison archiducal, il y exerçait la fonction de gouverneur. Il régnait sur nous comme un *pater familias* romain, comme l'empereur Auguste. L'Etat pouvait s'appeler constitutionnel, et le peuple pouvait croire qu'il était gouverné constitutionnellement; la famille impériale devait savoir et sentir qu'une volonté absolue la dominait. Dans la vie de l'Etat comme dans celle de sa famille, François-Joseph était un anachronisme, mais un anachronisme qui allait de soi.

Que l'on se rappelle ses habitudes. Elles exprimaient sa volonté de ne pas vivre avec son temps. L'heure à laquelle François-Joseph allait dormir n'était pas celle des hommes qui l'entouraient, mais celle des hommes d'un siècle antérieur, des paysans et des poules. L'organisation de sa journée évoquait le temps où l'éclairage était mauvais et pauvre, pas le rococo avec la splendeur de ses bougies de cire, plutôt le moyen âge avec ses flambeaux.

Il était souvent question de l'heure du lever, à la cour impériale. C'était un des thèmes que François-Joseph abordait volontiers quand il causait. Je n'exagère pas en prétendant qu'il classait les hommes d'abord, bien entendu en catholiques et hérétiques, puis en lève-tôt et lève-tard.

Le Temps (Paris)

Nr. 22637

AUTRICHE

Les souvenirs
de l'ex-archiduc Léopold-Ferdinand

Notre correspondant particulier de Vienne nous écrit:

M. Wœlfing continue, dans la *Stunde*, le récit de ses souvenirs et il consacre trois nouveaux articles à ses « considérations » sur François-Joseph. Il note en particulier que le vieil empereur « voulait non seulement tout pouvoir, mais encore tout savoir », et que « pas un moineau ne devait tomber des toits de la Hofburg sans qu'il le sût ». Plus François-Joseph avançait en âge, plus il s'attachait aux petits, aux plus petits détails. « Lorsqu'il habitait la Hofburg — raconte l'ex-archiduc — on devait lui soumettre, chaque jour, la liste de toutes les personnes qui y étaient entrées la veille ou qui en étaient sorties. Si on était sorti ou rentré à une heure tardive, il en était toujours exactement informé. Maintes fois, il me fit comparaître devant son impériale personne pour m'interroger : « Tu es rentré à une heure et demie du matin? Où es-tu allé? » Je ne pouvais lui dire que j'avais été avec François-Ferdinand à « Venise à Vienne », car si un archiduc allait s'amuser dans ce lieu de plaisir, il descendait de son piédestal aux yeux de François-Joseph. Le théâtre de la Burg et l'Opéra devaient lui suffire comme distraction. Je prétextais ordinairement la chaleur, les maux de tête, le besoin de prendre du mouvement, à quoi François-Joseph répondait : « Tu as assez de temps, pendant le jour, pour te promener. »

Le vieil archiduc Albrecht, fils de l'archiduc Charles, l'adversaire de Napoléon, était, après François-Joseph, la plus haute autorité dans la famille impériale. Le souvenir de la bataille qu'il avait gagnée à Custozza et sa dignité de feld-maréchal lui avaient donné une situation personnelle à la cour, où cependant il ne prenait rang qu'après plusieurs autres archiducs. « Il valait autant, pour l'empereur — écrit M. Wœlfing — que Taaffe, Beck, le vieux Tisza, François Liechtenstein et Montenuovo réunis. Lorsque les archiducs se réunissaient, l'empereur allait à la rencontre de celui qui lui avait gagné des batailles, jusqu'au seuil de la porte; il le priait de s'asseoir et de se reposer. »

Aussi bien que l'empereur, l'archiduc Albrecht

n'aimait pas que les archiducs allassent chez Pucher, un des cafés les plus fameux de la Vienne impériale et qui, depuis la révolution, a fait place à une banque. « On lui avait raconté que j'y trouvais des juifs, et il me faisait des reproches amers. Comme il était extrêmement myope, il devait s'approcher tout près de moi pour me voir. Il me dévisageait comme un vieux matou en colère, et me disait : « Qu'as-tu à chercher dans ces mauvais lieux, et à fréquenter des juifs et autres gens de cette trempe? Ce n'est pas convenable pour un officier! »

405961 0006 - 000

Hamburgisches
Welt-Wirtschafts-Archiv

Signatur

Datum

Leopold Wölfling

18. Okt. 1928

Neptune (Antwerpen)

Nr. 80

Le dernier des Habsbourg devient le guide des palais impériaux

(Dépêche « Neptune »)

Vienne, 17 octobre. — Le dernier rejeton des Habsbourg de Toscane, qui vit à Vienne sous le nom de Léopold Wölfling, comme nous l'avons rapporté dernièrement, et a eu des malheurs dans l'épicerie, vient, après bien des avatars, de choisir une carrière qu'il espère, cette fois, définitive. Il s'est fait guide pour la visite des palais impériaux, et peut-être prend-il un plaisir mélancolique à conduire des troupes de touristes étrangers par les salles, pour lui pleines de fantômes, où tout enfant il a joué avec des archiducs qui ne sont plus.

Nul ne saurait être mieux informé des anecdotes de la Hofburg, des arcanes de Schönbrunn, que ce vieillard à côté duquel les voyageurs américains passeront sans songer à deviner sa qualité. Mais s'ils le reconnaissaient, ils se hâteraient sans doute de l'emmener à Hollywood où certains autres descendants de la dynastie des Habsbourg, — c'est un journal de Vienne qui nous l'apprend — sont devenus des archiducs de cinéma.

Leopold Wölfling

Signatur

Datum 25. Juni 1933

Weser-Zeitung (Bremen)

Nr. 319

Ein Erzherzog flieht das Kaiserhaus

Abrechnung mit mir selbst

Von Leopold Wölfling

Anmerkung der Schriftleitung: Wir veröffentlichen hier den zweiten, bereits aus Anlaß der ersten Veröffentlichung (Weser-Ztg. Nr. 282 vom 4. Juni) angekündigten Beitrag des einstigen Erzherzogs Leopold Ferdinand. Er schildert hier die Gründe, die ihn als 34jährigen veranlaßten, aus dem Vaterhaus zu fliehen. Vielleicht dürfen wir hinzufügen, daß der „Schutzengel“, von dem der Verfasser spricht, seine jetzige Frau ist, die er erst — wie bereits gemeldet — vor wenigen Wochen geheiratet hat.

Es sind jetzt fast 31 Jahre her, daß meine Schwester Luisa und ich am 11. Dezember 1902 um Mitternacht über die steinerne Wendeltreppe der schlafenden Residenz in Salzburg vorsichtig herabstapften, denn es war stockfinster, aber von Kindheit auf kannten wir jede Stufe, und vermieden das metallene Gitter. Husch über den Hof, das Türchen aufgemacht, und in der Mitternachtsruhe, wie zehn Tage vorher bestellt, ein Wagen. Eben schlugen die Glocken des Domes, klar und tief, die zwölfte Stunde, und alle anderen der 33 Kirchen stimmten in diesen Schicksalsschlag ein. Es war bitter kalt, aber uns war heiß, denn wir hatten das Vaterhaus als Flüchtlinge verlassen und damit verloren. Als die Pferde anzogen, atmeten wir auf. Wie im Traum zogen bekannte Häuser, Bäume, die Landschaft, die geisterhaften Gebirge an uns vorbei, schattenhaft im Sternenglanz, und dem Widerschein der Schneedecke, denn es war Neumond. Das Unbekannte lag vor uns wie eine fremde Insel, die man nachts anseht und deren Umrisse man knapp wahrnehmen kann, gespannter Erwartung voll, wie die Situation bei Tageslicht sein werde: ob man einen sicheren Ankerplatz gefunden oder neuerdings Anker lichten müsse, um eine andere Bucht aufzusuchen. Alle anderen Einflüsse waren weggelöscht, an uns allein würde es liegen, wie wir uns halten würden.

Meine damalige Einstellung zur Menschheit war teilweise durch das Milieu, in dem ich lebte, bedingt, wenn auch durch die Erfahrungen eines militärischen Lebens dahin modifiziert, daß ich mich und meinesgleichen unter lästigem Zwange dahinleben sah, während die große Menge, wenn auch bedrückt, doch geistig viel freier leben konnte, wenn auch ihre Lebensbedingungen verhältnismäßig ungünstiger waren. Ich verstand wohl, daß die Stellung eines Prinzen eine beneidenswerte sei; es konnten aber jene, die sie als solche betrachteten, nicht hinter die Kulissen sehen, denn sonst müßten sie anderer Meinung geworden sein. Die Schallheit des geistigen Niveaus, der Mangel, dieses durch Studien zu erhöhen und das Fehlen einer gesunden Opposition innerhalb dieses Kreises von Prinzen sollte man der Öffentlichkeit nicht preisgeben. Schon allein der Nimbus, der die Mit-

glieder eines Herrscherhauses umgab, verbat die Freundschaft zwischen diesen und Menschen aus der bürgerlichen Welt oder der großen Masse des Volkes, weil ein beiderseitiges Mißtrauen bestand und man sich stets dagegen wehrte, sich eines besseren belehren zu lassen. Völlends ein Verständnis für die Umstände, welche einen trassen Gegensatz der Lebenslage, des Prinzen einerseits und des Mannes aus dem Volke andererseits geschaffen hatten, aufzubringen, war ganz ausgeschlossen. Einer beneidete den andern um Dinge, die unerreichbar waren und darum die Phantasie beschäftigten.

Ich hatte damals wohl in bürgerliche Kreise und auch in jene des arbeitenden Volkes hineingesehen, war aber an einem weiteren Vordringen in diesem Wissen eben durch meine besondere Stellung verhindert worden. Dabei konnte ich das Gefühl nicht loswerden, daß ich die Dinge doch nicht so sähe, wie sie wirklich seien, sondern daß mir ein unnatürlicher Zustand gezeigt wurde, der nur zu vergleichen war mit jenem der militärischen Inspektionen, die auch diesen Zweck verfolgten, weil sie sozusagen statt des Alltags den Sonntag vorwiesen. Andererseits sah man vom Leben bei Hofe und vom privaten Leben der Prinzen immer nur die Sonnenseite, die mit gewollter Eindringlichkeit zur Schau gestellt wurde.

In den vier Jahren in der Marine-Akademie hatte ich ungefähr 200 Jungen zwischen 15 und 18 kennen gelernt und erfahren, daß kameradschaftliches Zusammenhalten alle sozialen Unterschiede verwische. Lebhaft habe ich die Bürgerlichen, die die erdrückende Mehrheit waren, um ihre frohe-freie und von altentümlicher Konvenienz bare Jugend beneidet. Ich war bestrebt, ihnen gleich zu werden in ihrem zwanglosen Gebaren, war aber immer gestört durch mein Erzherzogtum, das ich außerhalb der Akademie peinlich zu wahren hatte, und es verlangte mich immer öfter, diesen lästigen Hermelin, der mich drückte, abzuwerfen zu können. Später, als Kadett und Offizier, in der Marine und in der Armee, im Auslande und in der Heimat, habe ich viele Tausende von Menschen aus dem Bürgerstande und aus dem Volke kennen gelernt, und fühlte ich mich durch deren Einfachheit in den Gefühlen und in ihrer drastischen Ausdrucksweise zu ihnen viel mehr hingezogen als zu meinesgleichen oder dem Adel. Denn diese waren verlogen. So wie ich auf dem besten Wege war, es zu werden. Ich war es ja auch schon; ich konnte nicht zwei entgegengesetzte Tendenzen in meinem Innern vereinen und mußte gegebenenfalls Mensch oder Erzherzog sein bzw. diese markieren, so daß aus mir ein Zwittrer wurde, der sich da und dort behindert sah, ehlich mitzumachen.

Die seelischen und die materiellen Vorteile stritten sich um die Vorherrschaft, und ich war immer noch unschlüssig.

Wenden!

fig, wenn ich den Vorrang erteilen sollte. Es war schön, frei reden und sich ungeniert bewegen zu können — es war aber auch schön, eine gesicherte Existenz zu haben und sich Wünsche leisten zu können, die der Mehrzahl verjagt bleiben. Hier Freiheit von Geist und Körper aber Dürftigkeit, dort Zwang aber Wohlleben. Gewissermaßen über Nacht kam die Lösung aus diesem Dilemma, oder wenigstens eine vorläufige Befreiung vom Zwange des Zeremoniells: die Flucht aus dem Kaiserhaus 1902.

In der Schweiz lebte ich nach Erledigung finanzieller Formalitäten vorerst als Privatmann. Ich bekam eine Apanage, die als Lebensrente gesichert war, oder damals so erschien, von der ich fast ebenso sorglos leben konnte wie bisher. Ich griff sofort das Studium auf. Infolge meines Alters und des Umstandes, daß ich durch zwei Jahre staatenlos bleiben mußte, ehe ich die Schweizer Staatsbürgerschaft erwerben konnte, war ich nur als Zuhörer am eidgenössischen Polytechnikum zugelassen. Bald lebte ich mich in dieses neue Milieu ein. Die Professoren unterstützen meinen Eifer, und meine Mitschüler, reichlich 20 Jahre jünger als ich, betrachteten mich als zu ihnen gehörig, um so mehr, als ich gern allerlei Wit, mit Ausnahme des Trintens, mitmachte. Rasch war ich in den verschiedensten Vereinen Mitglied und lernte da meine neuen Landsleute, die hiederen und manchmal derben Schweizer, kennen, lieben und achten und war stolz, ein „Papirli-Schwyzer“ — also ein naturalisierter — geworden zu sein. Es bebagte mich auch deren Unbekümmertheit um meine frühere soziale Stellung, und der absolute Mangel an Neugier, dem ich früher ausgesetzt war, sobald ich erkannt wurde.

Durch private Umstände veranlaßt, übersiedelte ich nach drei Jahren nach Paris und setzte dort meine astronomischen Studien unter der Anleitung Camille Flammarions fort. Ich verkehrte nun wieder in einem anderen Kreis, dem der französischen Wissenschaftler. Flammarion allein wußte, wer sich hinter dem Monsieur Wölfling verbarg, und so fand ich Anregung und freundschaftliches Entgegenkommen, das mein Studium förderte. Knapp vor meiner Abreise, nach sechsjährigem Aufenthalt, wurde ich Mitglied der astronomischen Gesellschaft von Frankreich als Anerkennung meines Wissens auf diesem sonst exklusiven Gebiet.

Nun ließ ich mich in München nieder und setzte hier meine Studien fort, die sich nun auf historischem und geographischem Gebiet bewegten. Ich lernte da eine Menge wertvoller — und natürlich auch wertloser — Menschen in allen Schichten der Bevölkerung kennen. Immer noch lebte ich, wenn auch einfacher und bescheidener, von meiner Rente als unabhängiger Mensch. Ich war in Frankreich viel gereist und unternahm nun ebenfalls Reisen, die sich über das westliche Deutschland erstreckten, um das Land vom geologischen und botanischen Standpunkt aus kennenzulernen.

Der Krieg, den ich nicht mitmachen konnte, da ich noch in der Schweiz, allerdings bloß als Hilfsarbeiter, militärpflichtig war, zeigte mir die Menschheit in einem anderen Licht. Ich will hier über meine teils trüben, teils heiteren Erfahrungen mit dem Joppe der Vorschriften Neutralen gegenüber hinwegsehen, denn die Behörden standen ja auch unter Hochdruck. Aber ich habe Leute kennengelernt, die ins Feld gingen oder auf Urlaub kamen, einfache Soldaten und Unteroffiziere, die plötzlich ein ganz anderes Selbstbewußtsein dem Zivilisten gegenüber zeigten, und ich verstand einen Ausspruch Victor Hugos bei Beginn des deutsch-französischen Krieges 1870: mein Name ist Frankreich! Ebenso hießen auch die Subers und Mühlbachers und Hasenleitners nur mehr Deutschland oder Bayern. Aber es war mit ihnen ganz gut auszukommen.

Doch der Krieg ging vorüber. Die österreichische Krone sank unaufhörlich, und damit meine Rente. Im Dezember 1918 war ich in Berlin, wohin ich nach einem vorübergehenden Aufenthalt in der Gläser Gegend übersiedelt war, und hier ergaben sich außerordentliche Schwierigkeiten, die wenigen Mark, die meine Rente noch aus-

machte, von Österreich zu erhalten. Nun hieß es eben: arbeiten, um zu leben.

Anfänglich wohnte ich bei einem alten Bekannten, und bemühte mich tags eine Stelle zu finden, um ein ständiges Einkommen, wenn es auch nach meinen damaligen Begriffen minimal sei. Ich kam auch da und dort unter, jedoch immer nur für kurze Zeit. Ich war viel zu unpraktisch und zu großzügig und zu wenig weitsichtig, um mit dem, was ich verdiente, haushalten zu können. Es war mir auch peinlich geworden, Einladungen anzunehmen, die doch nur in Anbetracht dessen, was ich früher war, erfolgten, und die es mir ermöglicht hätten, als Parasit ein angenehmes Leben zu führen. Aber das war schon wieder ein Zwang, gegen den ich, vielleicht unbewußt, mich auflehnte, obzwar ich mitunter, mit dem letzten Groschen in der Tasche und ohne Aussicht, was morgen sein würde, an den festlich erleuchteten Fenstern jener vorbeiging, deren Einladung ich abgelehnt hatte, und dabei den bestigen Wunsch hatte, es möge ein Wunder geschehen, das mich wieder in den Besitz meiner Rente brachte.

Gott tat aber diese Wunder nicht, aber dafür sandte er mir einen Schutzengel, der mir wieder Selbstbewußtsein einflößte, mich sozusagen bei der Hand nahm, und mir zeigte, wie man auch ohne Apanage, einfach und bescheiden leben, arbeiten und dabei glücklich sein könne. Ich aber war immer noch viel zu viel Erzherzog. Ich sah nicht, daß dieser Engel Flügel hatte und entfliegen könnte oder gar ich ihm, wenn ich weiter so eingebildet bliebe, nicht würde folgen können. Ich begann mich in das Niveau, in dem ich lebte, einzugewöhnen. Die guten und mitunter vorsichtigen Menschen — was ja ihr gutes

Recht war, sobald sie wußten, wer ich gewesen bin — halfen mir wohl weiter. Es ging eine Weile, dann kam wieder eine Welle von Größenwahn über mich und ich jagte einer Chimäre nach, die mich bald wieder im Sande landen ließ.

Ein Zufall brachte mir eine Einladung nach Wien, dort in einem Film mitzuwirken. Das angebotene Geld bestach mich. Ich meinte, es würde die Summe ewig reichen. Im Sommer 21 nahm ich, verblendet, Abschied von Berlin und nahm auch leichten Herzens Abschied von meinem Schutzengel. Das Schicksal wollte es so haben. Es ist zwar leichtsinnig, solches auszusprechen, aber es ist eine Art Mantel, mit dem man die eigene Blöße und Unfähigkeit bedeckt. In Wien sah ich bald, daß ich, um leben zu können, meine Vergangenheit zu Markte tragen mußte. Ich tat dies auch wohl mit Zweifeln und gegen meine Überzeugung und es war mir äußerst peinlich darauf hinweisen zu müssen, wer ich früher gewesen sei, um reelle Geschäfte zu machen, von denen ich wußte, daß sie eigentlich nur ein Almosen für den verarmten Erzherzog waren. In diesen zehn Jahren in Wien sind mir die Augen gründlich aufgegangen.

In dieser Zeit habe ich allerlei Berufe ausgeübt, konnte aber nirgends Fuß fassen, denn sobald man meinen Namen ausgenutzt hatte und mich nicht mehr brauchte, ließ man mich fallen. Immer wieder war ich mir selbst im Wege, denn der Wölfling stolperte stets über den Erzherzog, und ich konnte von diesem einst selbst abgeworfenen Anhängsel kaum mehr loskommen. Schließlich hat es aber das Schicksal doch gut mit mir gemeint und mich wieder nach Berlin geführt. Ich habe mich nun ganz in das Milieu der arbeitenden und teilweise darbenenden Schicht der menschlichen Gesellschaft eingelebt, mich deren nüchternen und gesunden Anschauungen angepaßt und fühle mich zufrieden, auf schriftstellerischem Gebiet mein Brot zu erwerben. Viel ist es nicht, aber es reicht für ein bescheidenes Leben ohne besondere Wünsche aus. Gott sei Dank habe ich den Erzherzog in den Sack gesteckt und diesen fest geschlossen, so daß der Zwiespalt, der mich so lange quälte und unzufrieden machte, gebannt ist. Und nochmals Gott sei Dank habe ich meinen Schutzengel wiedergefunden.

Leopold Wölfling

Signatur

Datum 1. Mai 1936

Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. M.)

Nr. 222

**Oesterreich verbietet die Memoiren
Leopold Wölflings.**

Wien, 30. April. (Europapress.) Das Bundeskanzleramt hat auf Grund des sogenannten Traditionsgesetzes das in einem Berliner Verlag erschienene Memoirenwerk des ehemaligen Erzherzogs Leopold Wölfling verboten und mit einer Strafsanktion von 5000 Schilling belegt.

Deutsche Allgemeine Zeitung (Berlin)

Nr. 447 •

Ein Lebensschicksal vollendet sich

daz. Warschau, 23. 9. (Eigenbericht)

Hier starb in großer Armut Wilhelmina Adamowicz, von aller Welt vergessen, im Spital des Krankenhauses. An ihre Person knüpft sich einer der großen Skandale, der sich in der Habsburger Familie vor dem Kriege zugetragen hat.

Wenige Jahre nach dem Freitod des Kronprinzen Rudolf begegnete der Nefte Kaiser Franz Josephs, Erzherzog Leopold, bei einer Garnisonbesichtigung in der kleinen mährischen Stadt Lundenburg Wilhelmina Adamowicz, die damals 18 Jahre alt war. Er verliebte sich in sie und überredete sie, ihm nach Wien zu folgen, wo er eine Villa für sie bauen ließ. Dort lebte das Paar zwei Jahre zusammen, bis Kaiser Franz Joseph das Ende dieses Schicksals anordnete. Der Erzherzog wurde nach Ägypten auf Reisen geschickt, während man versuchte, Wilhelmina zu überreden, Wien zu verlassen und mit dem Erzherzog zu brechen. Es wurde ihr auch eine große Entschädigung in Aussicht gestellt. Wilhelmina weigerte sich, diesen Anordnungen zu folgen und teilte Erzherzog Leopold die Vorgänge mit, der sofort nach Wien zurückkehrte und eine heftige Aussprache mit dem Kaiser hatte. Leopold erklärte ihm, daß er seine Geliebte auf jeden Fall heiraten würde und bereit wäre, auf alle Titel und Vorrechte als Mitglied des kaiserlichen Hauses zu verzichten. Kaiser Franz Joseph ging auf diesen Vorschlag ein. Der Erzherzog nahm den bürgerlichen Namen Leopold Wölfling an und erhielt aus der Privatschatulle des Kaisers eine monatliche Zuzahlung. Dann fuhr er mit seiner Geliebten nach Zürich und heiratete sie im Jahre 1903.

Die Ehe war in den ersten Jahren glücklich, bis Wilhelmina merkwürdige Ansinnen an ihren Mann stellte und ihn veranlassen wollte, mit ihm das Leben von Menschen in der Wildnis zu führen. Leopold verließ sie und ging nach Paris, wo er die Scheidung betrieb und durchsetzte, während seine Frau nach Wien zurückkehrte, wo sie mit ihren Schwestern lebte. Leopold heiratete dann Maria Magdalena Ritter. Diese Heirat brachte seine erste Frau derartig in Wut, daß sie die Schwestern der Ritter mit dem Revolver bedrohte, woraufhin sie in eine Heilanstalt gebracht wurde. Nach ihrer Entlassung begab sie sich nach Warschau und lebte dort mit ihren Verwandten. Als diese gestorben waren, stand sie mittellos da und erwarb sich ihren Lebensunterhalt durch Betteln an den Kirchentüren, bis sie gesundheitlich vollkommen zusammenbrach und jetzt im Alter von 59 Jahren gestorben ist.

Leopold Wölfling ist im vergangenen Winter in Berlin gestorben, als er im Begriff war, eine Stellung als Hauswart anzunehmen.